

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 20

Artikel: Das Glück des entlassenen Sträflings
Autor: Schweizer, Jac.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sonntag geht der Franzl wieder dem Frauenbrünndl zu. Er denkt an gar keine Hochzeiterin, aber der Weg durch die Felder und dann durch den Hochwald hinauf ist jetzt im Frühjahr so schön, daß er gar nicht wüßt', wo er lieber hingehen möcht.

Wie er aber heute zum Frauenbrünndl hinaufkommt, ist's ihm, als ob zwei liebe Frauen darinnen wären, die himmlische und eine irdische. Weil aber die Erde dem Himmel dienen muß und alles Irdische zu Gottes Preis geschaffen ist, tut das Dirndl dort am Altare ganz recht, wenn sie der Himmelmutter einen Kranz von Efeu und Waldblumen um die Guldenkrone schlingt. Ist das nicht das Weberdirndl, die Resi?

Wie aber der Franzl so unvermutet vor ihr steht, erschrickt sie ein wenig, dann sagt sie: „Ich hab der lieben Frau ein paar Blüm'l gebracht, weil gar so viele blühen jetzt. Und kein Mensch denkt an die Gottesmutter im Frauenbrünndl. Was suchst denn du da?“

Der Franzl schaut erst eine Weile, ob er es sagen darf, was er gern möchte. Sie gehen zusammen hinaus und draußen sagt er es ihr, der Weberresi.

„Weil du mich fragst“, sagt er, „muß ich dir's schon sagen, auch wie's ist und was ich suche. Die Eltern möchten mir übergeben, und zum Übernehmen brauch' ich eine Hochzeiterin. Weil ich mich aber auf dem Tanzboden um keine umschauen mag, hab ich mir gedacht, gehst zu der lieben Frau ins Frauenbrünndl, vielleicht weiß dir die eine. Und richtig, heut' bin ich's zweite Mal da und find' mir schon eine auch.“

„Da wünsch' ich dir halt recht Glück dazu,“

sagt das Weberdirndl und will gehen, weil es sich nicht schickt, daß man mit einem jungen Mannsbild im Wald herumsteht.

„Halt“, sagt der Franzl, „wir haben ja noch gar nicht ausgeredet. Was tätest denn sagen, wenn ich dich bitten tät', du sollst meine Hochzeiterin werden?“

„Ich?“ sagt das Dirndl, „ich?“

„Ja du, dich mein ich! Mir ist's grad, als hätt' uns die liebe Frau da zusammengegeben. Sag, wie ist dir?“

„Ja, wenn du so meinst, ist's mir recht und ich sag' nicht nein. Redest halt mit meinen Leuten, ob sie mich herlassen, und mit den Deinen, ob ich ihnen recht bin.“

Es ist allen recht und über Jahr und Tag sind die zwei ein glückliches Paar. Und die liebe Frau im Frauenbrünndl hat jetzt alleweil Blüm'l genug und die schönsten im Guldenkrönlein. Und an den Sonntagen ist's ein so schöner Spaziergang hinauf in den Hochwald, und wenn sie zur Kapelle hinkommen, fragt der Franzl immer: „Weißt es noch?“ Freilich weiß sie's noch. Sie kann's ja nicht vergessen, schon weil er sie immer daran erinnert.

So ist alles recht und gut und schön geworden, und der Franzl weiß jetzt auch soviel wie die andern, hat aber keinen Schaden und keinen Spott, keine Händel und keine Prozesse, keine Feindschaften und Reibereien mit der Nachbarschaft.

Und oft denkt er sich: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“ Und die Großen auch nicht. Es kommt alles zu seiner Zeit, wenn man den lieben Gott walten läßt.

Spruch.

Der Reichste kann so reich nicht sein,
Dß ihn nicht eine Armut drückte,
Die engste Enge nicht so klein,
Dß nicht in ihr ein Lächeln glückte.

Es ist der Böse nicht so schlimm,
Dß nicht noch eine zarte Güte,
Halb zwischen Missetat und Grimm,
Versteckt in seinem Herzen blühte.

Heinrich Fischer.

Das Glück des entlassenen Sträflings.

Nach dem Leben erzählt von Jac. Schweizer.

In jener Zeit, als die Militärverwaltung die Planierungsarbeiten des großen Armeeplatzes in A. in den Fachblättern zur Konkurrenz ausschrieb, stand ich noch am Anfang meiner beruflichen Laufbahn. Gleichwohl ließ ich es mir nicht nehmen, neben Großfirmen von

Ruf auch eine Offerte an die Militärverwaltung einzureichen. Der mit großer Spannung erwartete Tag, an dem die Entscheidung fiel, sollte für mich ein Glückstag werden; denn die Ausführung jener nicht unbeträchtlichen Arbeit wurde mir übertragen.

Ich engagierte sofort eine respektable Anzahl von Erdarbeitern und nahm die Sache in Angriff. Mit der Arbeit ging es verhältnismäßig auch rasch vorwärts. Timmerhin war ich dann und wann gezwungen, zufolge heftiger Regengüsse den Betrieb ruhen zu lassen.

Eben hatten wir nach einem ausgiebigen Regen die Arbeit von neuem aufgenommen. Die Sonne stand wieder leuchtend am Himmel und dem aufgeweichten Humusboden entstieg ein angenehmer, feucht-warmer Erdgeruch. Die Sonnenwärme hatte jedoch den durchnässten Grund noch nicht zu trocknen vermocht. In mächtigen Klumpen blieb die Erde an den Schuhen hängen.

Es ging gegen die Mittagszeit. Da sah ich einen jungen Mann — dem Ansehen nach mochte er so 27 Jahre alt sein — auf die Arbeitsgruppe, der ich gerade einige Weisungen gab, zukommen. Er trug einen runden, steifen Hut, einen Trench-Coat=Regenmantel und auf den Zehenspitzen gehend, war er bemüht, seine Lackschuhe möglichst wohlbehalten durch das durchweichte Erdreich zu lotzen. Dann blieb er bei einem der Arbeiter stehen und schien eine Frage an ihn zu richten, worauf derselbe mit der Hand gegen mich hinwies. Der Mann kam dann auf mich zu, grüßte ehrerbietig und bat mich inständig, ihm doch Arbeitsgelegenheit zu verschaffen.

„Was sind Sie von Beruf?“ fragte ich ihn.
„Kaufmann.“

„Dann muß ich bedauern, denn für einen Kaufmann habe ich keine Beschäftigung!“

„Damit habe ich auch gar nicht gerechnet, nein, ich meine nicht als Kaufmann, sondern wie die andern da,“ und er deutete auf die Schar der Erdarbeiter.

Ich hatte gewisse Bedenken und äußerte, er werde wohl seiner Lebtag weder eine Schaufel noch einen Pickel in der Hand gehalten haben. Er gab dies zu, betonte aber, daß er ja noch jung sei und daß er sich alle erdenkliche Mühe geben werde. Ich hatte Mitleid mit ihm und sagte, daß ich es mit ihm probieren wolle.

„Wann wollen Sie anfangen?“

„Wenn ich darf, gleich nachmittags.“

„Gut, dann kommen Sie!“

Ich dachte nun, daß er sich verabschieden würde. Aber er sagte kein Wort und bewegte sich nicht vom Fleck. Nur seine Augen, die unruhig hin und her irrten, schienen etwas ausdrücken zu wollen. Ich hatte das Gefühl, daß

ihn irgend etwas noch bedrücken werde und fragte ihn ermunternd:

„Wünschen Sie noch etwas?“

„Ich habe heute noch nichts gegessen und habe kein Geld, um etwas zu kaufen,“ sagte er verlegen. Ich schrieb ihm dann einen Gutschein, für welchen er in der Arbeiterkantine ein Mittagessen zugute hatte. Hinterher kam mir allerdings der Gedanke, daß er nach Einnahme des Essens in der Kantine wohl auf Nimmerwiedersehen verschwinden werde, wie das etwa so kommt.

Aber er verdurstete nicht. Auf den Arbeitsbeginn erschien er wieder auf dem Platz. Auch trug er, wie am Vormittag, noch dieselben Kleider, die seine gesamte Garderobe ausmachten. Ein Überkleid besaß er nicht. Er legte Hut und Mantel beiseite. Auch den Kittel seines schwarzen Tuchanzuges zog er aus, ließ sich Pickel und Schaufel geben und dann nahm er die Arbeit auf. Sie wurde ihm schwer. Aber er biß die Zähne zusammen und ließ es sich so wenig wie möglich anmerken. Am Abend schmerzten ihn vor Müdigkeit alle Glieder und seine Lackschuhe, sowie die schwarzen Tuchhosen bewiesen, wie vergänglich alle irdische Herrlichkeit ist. Nach einigen Tagen schenkte ich ihm dann etwelche ältere Kleidungsstücke, darunter auch ein Paar derbe Schuhe.

In der ersten Zeit beobachtete ich ihn sehr häufig bei der Arbeit. Ich konnte feststellen, daß er sich wirklich alle Mühe gab, daß er jedoch seinen Lohn, so sehr er sich auch anstrengte, bei weitem nicht verdiente. Der Grund lag nur darin, daß ihm die robuste Kraft, wie die meisten seiner Nebenarbeiter sie besaßen, fehlte. Da ich jedoch seinen guten Willen respektierte, ließ ich ihn gewähren.

Es war an einem Lohnauszahlungstag, vormittags früh. Soeben hatte ich ein Telegramm erhalten, auf Grund dessen ich sofort abreisen mußte. Die Militärverwaltung hatte nämlich eine dringende Sitzung angeordnet, die den Ausbau des Flugplatzes betraf, und wollte ich noch rechtzeitig an dieser Konferenz erscheinen, mußte ich unbedingt mit dem nächsten Zug in die Stadt fahren. Ich wußte, daß ich gezwungen sein würde, den ganzen Tag über fortzubleiben. Aber ebenso wußte ich, daß es zu Lärmszenen kam, wenn die Arbeiter nicht prompt entlöhnt würden. Da ich bisher die Lohnauszahlungen, sowie die laufenden Schreibarbeiten immer persönlich erledigte, hatte ich niemand, der dies

hätte besorgen können. Die Sache war für mich wirklich fatal. Das Geld für die Auszahlungen war noch nicht einmal von der Bank abgehoben worden. Kurzum, für die Erledigung der ganzen Zahltagsangelegenheit hätte ich noch einige Stunden Zeit zur Verfügung haben müssen. Mein Zug fuhr jedoch in einer knappen halben Stunde.

Da erinnerte ich mich meines zuletzt eingestellten Arbeiters. Sofort rief ich ihn zu mir.

„Sagten Sie nicht, Sie seien von Beruf Kaufmann?“

„Ja,“ kam es kleinlaut zurück.

„Heute ist nämlich Zahltag und in einer halben Stunde geht mein Zug. Hätten Sie nicht Lust, statt meiner, den Lohn auszuzahlen?“

Als ich ihm dies eröffnete, wurde er ganz verlegen. Sein Blick glitt, wie hilfesuchend, bald hierhin, bald dorthin.

„Was, zum Kuckuck, ist denn mit Ihnen los? Warum können Sie sich nicht dazu entschließen?“ sagte ich etwas barsch. Dann, wie wenn er sich zu etwas furchtbar Schwerem aufräffte, sagte er zögernd: „Ich muß Ihnen nämlich etwas gestehen; aber ich bitte Sie, schicken Sie mich deswegen nicht fort. Ich wurde nämlich seiner Zeit verurteilt und habe unmittelbar, bevor ich zu Ihnen kam, eine Zeitlang gesessen!“

Dieses Bekenntnis machte mich für den Augenblick etwas verdutzt. Es handelte sich um eine Unterschlagungssaffäre. Er war angeklagt, eine große Summe Geldes veruntreut zu haben. Er bestritt es zwar und behauptete, unschuldigerweise verurteilt und eingesperrt worden zu sein. Mich selbst vermochte er zwar nicht so sehr von seiner Unschuld zu überzeugen.

Hätte es sich nicht um die Zahltagsangelegenheit gehandelt, so hätte es mich übrigens nicht stark interessiert, ob er schuldig oder unschuldig gewesen sei. So aber war die Sache anders. Während seines ganzen Hierseins hatte er wohl einen festen, ehrlichen Willen gezeigt. Ihm aber während meiner Abwesenheit die Lohnauszahlungen selbstständig zu überlassen, bedeutete immerhin ein Risiko. Einen andern Ausweg gab es indessen nicht. Daß ich von der Konferenz fernbleiben könnte, kam nicht in Frage. Ebensowenig ließen sich die Lohnauszahlungen verschieben.

Da sah ich ihm dann fest in die Augen, drückte seine Hand und sagte: „Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Sie werden diesmal die Löhne auszahlen.“ Ein Leuchten stand in seinen Augen und

ein fester Druck von seiner Hand bestätigte mir, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen wolle. Ich übergab ihm noch einen Scheck, mit dem er die für die Auszahlungen notwendige Geldsumme auf der Bank abheben konnte. Dann dampfte ich ab.

Die Konferenz fand im Saale eines Hotels statt. Ich war jedoch mit meinen Gedanken nicht immer bei der Sache. Heimlich kam mir nämlich immer wieder die Befürchtung, mein von mir vor der Abreise eingesetzter Vertreter sei möglicherweise mit dem abgehobenen Gelde durchgebrannt. Jedesmal, wenn einer der Lakaien des Hotels geräuschlos im Saale erschien, um irgend eine Nachricht zu überbringen, hatte ich Angst, eine schlimme Botschaft, die meine Befürchtung bestätige, treffe für mich ein.

Die Besprechungen dauerten bis in die Nacht hinein. Ermüdet kam ich mit dem letzten Abendzuge wieder nach A. zurück. Beschleunigten Schrittes ging ich meiner Behausung zu. Es war ungefähr 11 Uhr. Als ich auf das Haus zuschritt, gewahrte ich zu meiner großen Bewunderung Licht in meinem Bureau. Diese Feststellung rief eine große Erregung in mir hervor, denn wer hatte in meinen Räumen etwas zu suchen und dazu noch um diese Stunde? Zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte ich die Treppe hinauf und mit einem mächtigen Satz stand ich plötzlich mitten drin im Büro.

Hier zeigte sich mir das friedlichste Bild. An einem Tische, in einem Buche lesend, saß mein Arbeiter, der, wie es sich dann herausstellte, die Lohnauszahlung korrekt durchgeführt hatte. Auf der Tischplatte, neben ihm, lag das vom Zahltag übrig gebliebene Geld, jede Münzsorte für sich, sorgfältig in Säulen aufeinander geschichtet.

„Was machen Sie denn da?“ fragte ich ihn.

„Ich konnte, ehe Sie gekommen zu haben, einfach nicht zu Bett gehen, denn ich könnte keinen Schlaf finden, ehe Sie sich nicht überzeugt hätten, daß ich mich Ihres Vertrauens würdig erwiesen habe, und vor allem, daß das Geld auf den Rappen stimmt.“

Nun kam ein richtiges Frohgefühl über mich, das ich nur mit Mühe verborgen konnte; so stark erfreute mich seine an den Tag gelegte Gewissenhaftigkeit und vor allem der Umstand, daß sich meine Befürchtungen, mit denen ich mich den ganzen Tag über gequält hatte, nicht bewahrheitet hatten. Ich setzte mich nun an den Tisch, gab mir den Anschein, als zähle ich das

übrig gebliebene Geld genau nach und bestätigte ihm, daß der Betrag stimme. Dann entließ ich ihn mit anerkennenden Worten.

Vom nächsten Tage an beschäftigte ich ihn auf dem Büro, denn mit dem Fortschreiten der Arbeit auf dem Flugfeld häuften sich die Schreibarbeiten ohnehin mehr und mehr an. Nach einigen Monaten, als unsere Tätigkeit auf dem Flugplatz zu Ende war, mußte ich allerdings auch ihn entlassen, da ich nun keine Bürokrat mehr benötigte. Ich stellte ihm ein gutes Zeugnis aus, das er auch wirklich verdient hatte. Als er von mir Abschied nahm, dankte er mir noch sehr und erklärte, daß ich ihm den Weg

in die Zukunft, die für ihn schwarz war und an die er, als er bei mir eintrat, gar nicht zu denken gewagt, wieder geeignet habe. Dies wollte ich zwar nicht zugeben, denn so viel hatte ich ja eigentlich nicht für ihn getan.

Auf jeden Fall aber war er einer von den Menschen, mit denen das Glück schreitet. Zwei Jahre mochten seither vergangen sein, als ich wieder einmal geschäftlich in der Stadt zu tun hatte. Da traf ich ganz zufällig mit ihm im Tram zusammen. Ich fragte ihn nach seinem Ergehen. Da strahlte sein Gesicht, und er teilte mir mit, er sei nun Korrespondent auf einer Bank — er, der ehemalige Sträfling.

Die Entfettungskur.

Humoreske von Wilhelmine Baltinester.

Herr Bassel war zu dick geworden. Zuerst sagte es ihm sein Schneider, dann seine Freunde, schließlich ärgerte er sich, so oft er an einem Spiegel vorbei kam. Nur seine Frau, die weiche Seele, fand es nicht. Sie hatte die Leidenschaft, ihn maßlos zu füttern. Das wollte ihr der Arzt, den sie aufsuchten, und der Spezialist für Entfettungskuren war, gehörig austreiben. Affenliebe sei es, einen zur Fettsucht neigenden Mann zu überfüttern! Einschränken, keine Mehlspeisen! Und im übrigen nur jene Mengen von Nahrung geben, die er jetzt aufzuschreiben wolle. Der Schneider bekam Auftrag, mit dem Bau des neuen Anzuges zu warten, man würde in wenigen Wochen so schlank geworden sein, daß noch einmal Maß genommen werden müßte. — Frau Bassel war verzweifelt. Sie hatte eine kleine Speisenwaage anschaffen müssen, auf der dem Hausherrn der farge Bissen zugemessen werden sollte. Grausam wenig. In der Frühe schon fing der Jammer an: Tee mit einem Stück Zucker und dazu drei Plättchen Zwieback. Bis-her hatte man des Morgens bei zwei Tassen Kaffee und etlichen Schinkenbrötchen geschwelgt. Vorbei ist der fette Traum. Bassel ging ungemütlich gelaunt ins Büro hinüber, das durch eine Tür mit seiner Wohnung verbunden war. — Frau Bassel dachte nur an seinen geliebten, schlecht gefüllten Magen, und vor zärtlichem Mitleid verging ihr der Appetit. So ein Menschenschinder, der Arzt! Er schien ein grausames Vergnügen daran zu haben, die Leute durch Hunger zu quälen. Selbst aber trug er ein gehöriges Bäuchlein! Unverschämt!

Das zweite Frühstück, bestehend aus einem

infam kleinen Apfel, den sogar Evas scharfes Auge nie und nimmer am Baume der Erkenntnis erpahten würde, brachte Frau Bassel dem Geliebten eigenhändig ins Büro. Dabei sah sie ihn aus feuchten Augen an. Er war in Wolken gehüllt.

„Du, Hermine, heute hab ich etwas sehr Wichtiges vor, eine große Besprechung! Und: ein leerer Magen — ein leerer Kopf. Weißt du was, bringe mir schnell die ganze erlaubte Speisemenge für den heutigen Tag herüber. Dafür will ich morgen vollkommen Fasttag machen. Glaube nicht, ich sei gefräßig! Es ist nur wegen der großen Konferenz, da muß man frisch sein!“

Wie sie flog. Er sollte nicht hungrig, der Liebel! Sie fand ihn überhaupt nicht gar so dick. Was verstand der Arzt, der selber seinen Neptunbauch nicht loswerden zu können schien! Sie brachte gleich alle Mahlzeiten zusammen: den halben Teller Suppe und das Bröselchen Fleisch und das magere Gemüse, woraus sein Mittagsmahl zu bestehen hatte, und den Vespertee und die beiden Eier, die er zum Nachtmahl essen durfte. Er schmatzte alles in sich hinein wie ein Wolf im Hungertwinter. Als er um vier Uhr aus dem Büro kam, sagte er nachdenklich: „Hermine — ich habe eigentlich Hunger. Gib mir mal das Mittagessen von übermorgen! Ich werde es mir dafür übermorgen entziehen.“ Hermine starrte ihn an. „Morgen willst du aber doch fasten und dann übermorgen kein Mittag essen . . . ? Das geht doch nicht!“ — „Hast du vielleicht etwas dagegen, daß ich jetzt etwas zu essen bekomme?“ fragte er spitz. „Gefalle ich dir nicht? Geht die Liebe nach Gewicht?“ —